

gestellt. Die gemischte italienisch-deutsche Kommission hat dabei zum Grundsatz erklärt, daß dem einzelnen Arbeitgeber die Pflicht obliege, dem Fremdarbeiter, den er einstellt, eine passende Unterkunft zu verschaffen.

Das sind mehr die allgemein menschlichen Belange, die auf diese Weise gefördert werden sollen. Für die seelsorgerliche Betreuung wird nicht auf zwischenstaatlicher, sondern auf kirchlicher, Ebene gesorgt.

UMSCHAU

Menschen wie Du und ich

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Menschen von heute, skeptisch, hinterdenklich und desillusioniert zu sein. Zu viele Enttäuschungen, Demaskierungen und ernüchternde Tatsachen wurden ihm zugemutet. Nun glaubt er allerorten auf der Hut sein zu müssen, um sich vor Täuschungen und Enttäuschungen zu bewahren. Auch eine Neigung zu demaskieren, zu entlarven und bloßzustellen mag in ähnlichen Erfahrungen begründet sein. Es treibt den Menschen, der Gegenwart, aufzudecken und zu entblößen, oft mit Bitterkeit und Schadenfreude. Liegt ja im Ergebnis ein Trost, eine Entschuldigung oder Rechtfertigung, eine Beruhigung oder Besänftigung der tief liegenden Gemütsbewegungen, die wir auch Schuldgefühle nennen.

Im Rahmen dieser Entwicklung dürfte auch eine Neigung der Gegenwart zu Desillusionierung im Hinblick auf die Heiligkeit der Heiligen verständlich sein. Dazu kommt, daß die Hagiographie der Vergangenheit manchmal in ihrer Tendenz zu Auslassungen (von Negativem, von menschlichen Schwächen) zu Übertreibungen (von Tugenden und Vorzügen), zu Verzeichnungen, Entstellungen und falscher Gewichtsverteilung der Charaktere, ihrer Motivationen und

moralischen Qualitäten unglaublich wirkte und eine Änderung wünschenswert erscheint.

So bemüht man sich um eine wirklichkeitsgerechtere Beschreibung und Charakterisierung, um historische Treue und sorgfältige Analyse, im Zusammenhang damit auch um neue Methoden (vgl. hierzu: *G. Hinzmann SJ, Theresia von Lisieux – Wandlungen ihres Bildes und ihrer Verehrung*, in: *Geist und Leben* 33 [1960]).

Was nun die *Methoden* betrifft, so wäre zunächst an die recht originelle, zugleich aber ehrfürchtige Weise einer Veranschaulichung der lebendigen Person der Heiligen in Form einer *Bilddarstellung* zu erinnern, wie sie *W. Schamoni* bietet (Das wahre Gesicht der Heiligen, *München* ³1950, *Kösel-Verlag*). In oft erschütternden, immer aber lebensnahen Bildern, Porträts und Totenmasken wird die Wand des Scheines und der Vermutungen durchbrochen. Mit dem Antlitz und durch seinen Ausdruck wird die echte Sprache sich offenbarender Innerlichkeit gefunden. Nimmt der Betrachter die recht nüchternen Mitteilungen über die Lebensschicksale der Heiligen hinzu, so erschließt sich ihm eine Tiefendimension, in der, mag er so skeptisch oder mißlaunig sein wie immer, Begegnung und Verweilen möglich wird. Diese schlichte Aug-in-Aug-Situation bietet zudem die Befriedigung

des Sehens (man denke an die unentwegte Aktualität der Illustrierten), des Schauens, schließlich die Möglichkeit zum Erlebnis der eigenen, so schwer faßbaren und in mancher Hinsicht so verborgenen Innerlichkeit.

Die Frage stellt sich mit Recht, ob eine kunstgerechte Analyse des Gesichtsausdrucks, der Praxis diagnostischer Psychologie entsprechend, tiefer führen könnte. Diese Frage dürfte man wohl bejahen. Ein solcher Versuch liegt, so viel wir wissen, bislang noch nicht vor. Und doch gibt es schon seit langem Veröffentlichungen, die eine systematische Erforschung des menschlichen Antlitzes ermöglichen. Erinnert sei hier u. a. an *M. Picard*, *Das Menschengesicht und Die Grenzen der Physiognomik*, beide im *Eugen Rentsch Verlag, Zürich-Leipzig* erschienen, und an *Ph. Lersch*, *Gesicht und Seele*, *Ernst Reinhard Verlag, München 1951*.

Die wissenschaftliche Analyse des mimischen Ausdrucks beginnt mit dem diffusen Eindruck, der, soll er verbindlich sein, „auf seine phänomenalen Grundlagen“ zurückgeführt (Lersch), also in seine Einzelheiten zerlegt werden muß. Dieser Eindrucksanalyse sollte sodann eine sorgfältige Bestimmung der mimischen Einzelercheinungen, wie Mimik der Augen, der Stirne, des Untergesichtes (des Mundes) folgen. Neben der Analyse der einzelnen Regionen oder auch „Gelände“ des Antlitzes sind aufschlußreich: die Ausdrucksfülle, der mimische Ausdrucksgrad, die Bewegtheit des Mienenspiels, der habituelle Spannungsgrad des Gesichtes, die Tiefe des mimischen Geschehens, der Innervationsverlauf (Kürze oder Länge, schroffer oder langsamer Richtungswechsel der Bewegungen). Außer dem letzten Punkt, der nur bei dem sich bewegenden Gesicht zur Anwendung kommen kann, lassen sich die genannten „Totalaspekte“ auch beim Bild der Heiligen verwenden. Eine dergestalt sorgfältige Analyse dürfte wertvolle Ergänzungen für das Seelenbild der Heiligen zu liefern imstand sein. Vorausgesetzt wird allerdings, daß das Bild wirkliches Abbild ist, also einer

ernst zu nehmenden Porträtierung entstammt.

Ein sehr schöner Hinweis Picards soll in diesem Zusammenhang Erwähnung finden: „Die Grenze der Physiognomik ist gegeben mit dem Mangel an Liebe, an liebender Betrachtung ... Niemand aber ist so unmenschlich wie der Physiognom, der einen lebenden Menschen vor sich hat, dem er jeden Augenblick das verweigert, was der Mensch jeden Augenblick fordert: Liebe ... Das registrierende Erkennen ist bloß ein quantitatives Erkennen, das Quantitative soll das Qualitative ersetzen: die Liebe. Eine solche Art des Erkennens wirkt auch auf den Erkannten, es zerstört ihn“ (Grenzen der Physiognomik, a.a.O. 17). Diese Bemerkung sollte jeder charakterologischen Diagnostik, jeder Hagiographie, besonders deren modernen Methoden als Richtschnur dienen.

Neben die Methode der Antlitzbetrachtung trat neuerdings die der *Schriftdeutung* als Hilfe, die Heiligen in ihrer Menschlichkeit zu sehen. G. Moretti, ein italienischer Ordensmann, wagte das schwierige Unternehmen, Schriften der Heiligen, selbst aus fernen Zeiten, charakterologisch zu deuten (*Girolamo Moretti*, *Die Heiligen und ihre Handschrift*, *Heidelberg 1960*, *F. H. Kerle*).

Die Methode des Autors wird nicht sehr eingehend geschildert. Immerhin ist ersichtlich, daß er eine strenge Zuordnung der Schriftmerkmale zu seelischen Eigenschaften als selbstverständlich voraussetzt. So liest man in einer Tabelle, die den charakterologischen Gutachten zur Orientierung des Lesers vorausgestellt wird, neben manchen anderen Deutungen folgende: offene a und o = sexuelle Ansprechbarkeit, Günstlingswirtschaft, trockene Schrift = Geiz, Rechtsneigung der Schrift = Niedergeschlagenheit, Melancholie usw., auseinandergezogene Schreibweise = Expansivität, steile Schrift = Haltung usw. Merkmale und Deutungen der ersten Tabelle faßt der Autor unter der Rubrik „Beziehung zur menschlichen Willenshaltung“ zusammen. Eine zweite Tabelle dient den Merkmalen und Deutungen,

die „Beziehungen zum geistigen Leben“ haben. Auch hier seien einige fixe Deutungen wiedergegeben: ungeordnete Schrift = ideelles Durcheinander, leicht gegeneinander gerichtete Buchstaben = psychologisches Eindringungsvermögen, hohe Schrift = Übertreibung in der Darstellung, langsame Schreibweise = Trägheit usf.

Die Ergebnisse dieser Schriftdeutung sind recht lebensnahe Schilderungen, oft schockierender Art. Als Beispiele seien zwei Auszüge aus Gutachten mitgeteilt: 1. (Franz von Assisi) „Dem Charakter nach zählt der Heilige zu den Menschen, die von der Natur aus in der Hingabe an die anderen aufgehen (kurvige Schrift). Er verzichtet auf alle, noch so gerechtfertigten Ansprüche seiner eigenen Person um der Liebe willen, die in ihm den höchsten Grad einer stetigen (zeilen-gerade Schrift, gerade Grundstriche) Großherzigkeit (Weite zwischen den Buchstaben) erreichte, wobei er allerdings auch (ausgewogenes Schriftbild) dem Drang Gesetze vorzuschreiben (Druckstärke I) und dem Bedürfnis nach großzügigen Gesten (anmutige Schriftzüge) gelegentlich nachgab. Mit einem Wort, es ist sein größten Bestreben, der Mitwelt Gutes zu tun und alle Bemühungen um die eigene Vervollkommenung auf dieses Ziel abzustellen.“ 2. (Ignatius von Loyola) „Um zu Tugend und Heiligkeit zu gelangen, müßte der Schreiber seiner vielen ungebändigten Triebe Herr werden und vor allem seinen Egoismus und seinen Ehrgeiz überwinden, was, bei der Stärke dieser Anlagen, äußerst schwer fallen dürfte. Er müßte seine Handlungen von Anmaßung und Großtuerei (feierliche Schrift) reinigen, die ihm eigene Strenge gegen sich richten und nicht zuletzt seine Rachsucht abtöten. Bevor er sich daran macht, anderen Vorschriften zu geben, müßte er sich selbst an die sittlichen Normen des Guten halten. Schließlich müßte er, statt die eigene Person in den Vordergrund zu stellen, sich mit allen seinen Kräften zu Gott erheben, auf ihn alle Hoffnung und allen Anspruch gründen und ihm allein die Ehre geben.“

Der deutsche Bearbeiter des Buches bemerkt übrigens in der Einführung: „Bei den von ihm (dem Autor) diagnostizierten Heiligen war Moretti nur bei einigen schon vor der graphologischen Analyse darüber orientiert, von wem die Handschriftenprobe stammte.“ Leider geht aus der Darstellung Morettis nicht hervor, welchen Gutachten solche Kenntnis vorausging.

Man kann nicht leugnen, würde die Methode der Deutungspraxis Morettis gesicherte Erkenntnis garantieren, die Begegnung mit den Heiligen wäre ein aufregendes Erlebnis. Begabt mit manchen guten Leidenschaften, belastet mit manchen bösen – kämen sie den Alltagsmenschen gleich. Die Absicht des Autors – Desillusionierung im Hinblick auf die Außergewöhnlichkeit des Niveaus der Heiligen, Einsicht in die Heilsökonomie der gnädigen Führung Gottes und der Mitarbeit des einzelnen andererseits – wäre gelungen. Aber die Deutungen haben ihre großen Schwierigkeiten.

Zunächst ein allgemeiner Hinweis zum Thema „Graphologie als Wissenschaft“: „Es ist kein Zweifel, daß ... sich in der Schrift ausdrücken können: die Sachlichkeit, die Objektivität, das Schönheitsideal, das Persönlichkeitsideal, der Formsinn, die Selbstständigkeit, der Gemeinschaftssinn, das Temperament, das geistige Niveau, die Struktur der Persönlichkeit und ihre Zucht“ (Alois Wenzel, *Graphologie als Wissenschaft*, Leipzig 1937, *Quelle und Meyer*, 119). Als Bedingung, unter der die Graphologie zu befriedigenden Ergebnissen kommt, nennt Wenzel folgende Voraussetzungen: „Die Deutung der Schrift im ganzen und ihrer Merkmale fordert auf alle Fälle ein Organ für die Ausdrucksbewegung, bedarf aber der Prüfung nach empirisch bewährten Gesetzen, die teils an der endgültigen Schrift, teils an der Schriftentwicklung gewonnen werden kann. Die Leitlinien für die Schriftanalyse folgten weitgehend der Entwicklung der Psychologie. So haben sich in den verschiedenen Systemen als beherrschende Gesichtspunkte herausgebildet: die Polari-

tät von Gefühlsantrieb und Willen, von Spannung und Lösung, von Dominante und Gegendominante, von zentrifugalem und zentripetalem Richtungssinn, von Innen- und Außenwendung, von männlichem und weiblichem Habitus. Die *Vieldeutigkeit und Mehrwertigkeit der Einzelmerkmale* erklärt sich teils aus der Verschiedenartigkeit dieser Gesichtspunkte, die sich nicht ausschließen, sondern ergänzen, teils aus der Einschränkung ihrer Werthöhe durch Beachtung des allgemeinen ‚Schriftniveaus‘, d. h. der selbständigen Eigenart, des Reichtums, der Harmonie und der Sinn-erfülltheit der Schrift, teils aus der Mitbeachtung von Nebenzügen.“

Wenn auch von diesen Ausführungen manches erklärungsbedürftig ist, so genüge hier der Hinweis auf die Kompliziertheit des schriftdeutenden Vorganges. Bei Moretti findet sich eine Schlichtheit der Zuordnung von Merkmal und seelischer Eigenschaft, die wissenschaftlich nicht haltbar ist. Zudem sind die deutenden Aussagen von einer Art, die die Grenzen der Graphologie sprengt. Dazu die Stimme zweier sachkundiger Graphologen, die durch ihre kritischen und zugleich kompilierenden Arbeiten zu einer guten Überschau der verschiedenen Schulen und deren Ergebnisse erheblich beigetragen haben: „Da die Graphologie aufs engste mit der Psychologie verbunden ist, spielen auch deren Grenzen für sie eine wichtige, meist zu wenig beachtete Rolle. Der Laie nimmt an, daß die Psychologie über eine fix und fertige, wohlprobierte und allgemein anerkannte Terminologie verfüge, in Verbindung mit ebenso fix und fertigen, wohlprobierten und allgemein anerkannten diagnostischen Verfahrensweisen, mit deren Hilfe man einwandfrei feststellen und beschreiben kann, wie ein Mensch ‚wirklich ist‘. Gerade dies trifft nicht zu“ (*W. Müller und A. Enskat*, Graphologie gestern und heute, *Stuttgart 1951, Altdorfer Verlag*, 147). Noch skeptischer äußert sich P. R. Hofstätter, wenn er schreibt: „Die Abschätzung der Leistungsfähigkeit von Ausdrucksdiagnosen bereitet die größ-

ten Schwierigkeiten ... Völlig uneingeschränkt gilt daher D. Rohrachers Warnung (1956): ‚Methoden, mit denen man den Charakter eines Menschen rasch und sicher feststellen kann, gibt es nicht‘“ (*P. R. Hofstätter*, Psychologie, *Frankfurt 1960*). „Wie der Mensch wirklich ist“, der „Charakter eines Menschen“ – da ist die Grenze erreicht, und wer über den sittlichen Kern, über die „sittlichen Wertungen und Grundsätze, denen ein Mensch huldigt, über sein Gerechtigkeitsbedürfnis, seine sexuelle Moral, seine Einstellung in ethisch so wichtigen Konfliktsfällen“ (*A. Wenzel* a. a. O.) graphologische Aussagen macht, hat deutlich die Grenze überschritten. Vielleicht ist der folgende Zusatz auch noch instruktiv: „Wir erfahren aus der Schrift so gut wie nichts Wesentliches über das Gedächtnis des Menschen noch über die vorherrschenden Gedächtnisinhalte, über sein positives Wissen und Können, nichts über den tatsächlichen Gehalt seiner Weltanschauung und wenig über die konkreten Gefühle und Leidenschaften, zu denen er neigt (namentlich wenn diese ... der Schreibsymbolik fern sind), über sein Naturgefühl, seine Tierliebe, seine Vaterlandsliebe, seine Mitleidfähigkeit, seine Fähigkeit zu lieben und zu hassen, noch gar den Gegenstand seiner Liebe und seines Hasses“ (*A. Wenzel* a. a. O. 120).

Trotz dieser Einschränkungen und kritischen Ausstellungen bleibt ein Positives festzustellen, das Anerkennung verdient. Der Mensch begegnet dem Mitmenschen, auch wenn er Jahrhunderte früher gelebt hat, in seinen schriftlich geäußerten Gedanken; das ist uns geläufig. Er begegnet ihm jedoch ebenso in der einmaligen Bewegtheit seiner Schrift. Manchem mag diese Begegnung nichts mehr sagen, man kann seinen Sinn dafür wecken. Auch in Schriften kann man sich selber wiederfinden, wie man sich in Antlitzen spiegeln kann. Und das ist ein wahrer Reichtum, der in der Schrift Morettis ausgebreitet ist, ein Reichtum, an dem man sich erfreuen kann.

Eine dritte Methode, den Heiligen

empirisch näher zu kommen, ist die Auswertung ihrer Mitteilungen, im besonderen ihrer Selbstdarstellungen. Der Wissenschaftsbereich, der hier zuständig ist, dürfte am ehesten die Psychoanalyse oder der weitere Bereich der Tiefenpsychologie sein. Grundsätzlich fragt diese Psychologie, was seelische Erscheinungen dunkler oder rätselhafter Art, aber auch Fragestellungen persönlicher Prägung, besondere Leiden oder peinliche und peinigende Seelenzustände bedeuten. Das Wort „Bedeutung“ hat in diesem Zusammenhang einen eigenen Klang und eine eigene Tiefe, bezieht es sich doch auf die Geschichte eines Menschen, seine Geschichte, den vielfachen, dunklen Hintergrund, aus dem er kam und gewachsen ist. Neben der Geschichte wird auch die dem Menschen je eigentümliche Dynamik mit ihren unbewußten Quellgründen angezielt, wenn man nach der Bedeutung von seelischen Phänomenen fragt. Erstaunlich ist es, wie sehr auch heiligmäßige und heilige Menschen, dringt man tiefer, von menschlichen und oft auch allzu menschlichen Konflikten gequält werden, die in der Geschichte ihres Lebens begründet sind.

Ein sehr eindrucksvolles Bild der Geschichte einer Seele, in deren Leben die Angst, auch die religiöse Angst, von großem Gewicht war, vermittelt das Buch von *Arnold Künzli*, *Die Angst als abendländische Krankheit*, Zürich 1948, *Rascher Verlag*. Im Mittelpunkt steht die Gestalt Kierkegaards, des tieffrommen Dänen, der um die wahre Christlichkeit zeitlebens rang. Der Autor versucht die enorme Lebensangst Kierkegaards zu erklären. Es gelingt ihm, diese Angst auch aus den Erlebnissen des Kindes verständlich abzuleiten. Im eigentlichen ist es der Vater, die Gestalt des Vaters, die den Knaben geprägt, aber auch seine tiefwurzelnde Angst, auch seine religiöse, seine christliche Angst entscheidend mitgeprägt hat. Ein frommer Mann, ein sehr strenger

Mann, dieser Vater. Ein Mann, „der zum König emporsah, die Geistlichkeit hochachtete und die Polizei verehrte...“ (a. a. O. 46). Ein Mann, der sein Söhnchen Sören innig liebte und es über Gebühr an sich fesselte, der in pietistischem Eifer die Forderung nach Verleugnung und Abtötung alles Weltlichen und Sinnlichen, alles „Fleisches“ in recht unkindlicher Weise an sein Kind stellte, es der Welt und der Mutter entfremdete, es ängstigte und in Konflikte führte, aus denen es immer weniger herausfand, in die es sich immer tiefer verlor. Kierkegaard selbst sagte von sich: „Das ganze Dasein ängstigt mich, von der kleinsten Mücke bis zu den Geheimnissen der Inkarnation“ (a. a. O. 138).

Das ist ein treffendes Beispiel der großen Bedeutsamkeit der Geschichte eines Menschen, seiner Kindheitserlebnisse. Es ist doch natürlich, daß eine solch tief sitzende Angst auch im religiösen Bereich spürbar werden mußte. In vielen Reflexionen hat Kierkegaard seine Angst, auch seine religiöse Angst, zu fassen und zu erklären versucht. Noch mehr: er hat sie religiös zu verarbeiten gesucht in immer erneuten heroischen Anstrengungen, gedrängt von deprimierenden Begleiterscheinungen: wie Einsamkeit und Unverstandensein.

Man hat schon gelegentlich den Weg analytischen Deutens innerhalb der Hagiographie beschritten (vgl. *Louis Beirnaert*, *Note sur les attaches psychologiques du symbolisme du coeur chez Ste Marg.-Marie*, *Etudes Carmelitaines*, *Declée de Brouwer*, Paris 1950) – es war eine Vertiefung des Verständnisses möglich, manches, das rätselhaft dalag, wurde durchsichtig, achlos beiseite Liegendes wurde vielleicht zum Mittelpunkt, zum Ausgangspunkt neuen und vertieften Begreifens. Aber die Psychologie hat auch ihre Gefahren. Sie sind dann gegeben, wenn sie mehr ist und wird als Methode, vermittelnde Hilfe, wenn sie Selbstzweck wird.

Hubert Thurn SJ